

Die Chance der Mission heute

Ein Gespräch mit MISSIO-Generalsekretär Karl R. Höller

Am dritten Sonntag im Oktober begeht die Kirche wie alljährlich den Missionssonntag. Dies und die Tatsache, daß seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil das missionarische Wirken der Kirche besonders in den Kirchen der Dritten Welt als den Kirchen der klassischen Missionsländer einem tiefgreifenden, teils abrupten Wandel mit krisenhaften Zuspitzungen für das Selbstverständnis der Kirche insgesamt unterworfen ist, war für uns Anlaß zu einem Gespräch mit der Leitung des Internationalen Katholischen Missionswerkes MISSIO, dem ehemaligen Päpstlichen Werk der Glaubensverbreitung, in Aachen. Generalsekretär Karl R. Höller antwortete auf unsere Fragen.

HK: Evangelisation ist zur Zeit das große Thema. Es stand im Mittelpunkt der Diskussionen auf der römischen Bischofssynode im vergangenen Jahr und soeben auf der afrikanischen Bischofskonferenz. Auch der Weltrat der Kirchen räumt dem Thema Vorrang ein. Doch stehen diese Bemühungen in eklatantem Kontrast zu der Tatsache, daß die missionarische Kraft der Kirche — gesamtkirchlich gesehen — rückläufig ist. Wie kann diese größer werdende Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit überwunden werden?

Höller: Es bleibt eine Frage, ob die missionarische Kraft der Kirche — gesamtkirchlich gesehen — nachgelassen hat. Mir scheint es eher eine Behauptung, die wiederum in Frage gestellt werden könnte. Tatsache ist, daß sicher in unseren westlichen Kirchen der missionarische Elan für einen gewissen Zeitraum nachgelassen hat, und das hat seine Gründe. Man braucht dafür nicht allein die oft beschriebene und beklagte Glaubenskrise heranzuziehen. Es gibt auch eine Vielzahl anderer Gründe. Einer der wesentlichen dürfte der Wandel in der missionarischen Szene selbst sein, der von vielen noch nicht begriffen und noch nicht verarbeitet worden ist. Dabei geht es vor allen Dingen um die neue Situation der Missionskirchen, die nicht mehr das sind, was sie einmal waren, nämlich von Europa abhängige, von europäischen Missionaren geleitete Filialen westlicher Kirchen. Sie sind heute vielmehr eigenständige Ortskirchen, und zwar spätestens seit 1969, seit dem bekannten Dekret der „Propaganda Fide“. Diesen Wandel haben viele bei uns nicht oder noch nicht nachvollziehen können. Ihr Missionsbild orientiert sich an Vergangenenem und ist daher, genährt durch den Verdacht eines ungebrochenen geistlichen Imperialismus bzw. Kolonialismus, kritisch angelegt.

„Mission ist immer dynamische Lebensäußerung des Christentums“

HK: Von Europa aus gesehen, herrscht derzeit Verunsicherung im Christentum — besonders im Hinblick auf die Verkündigung — vor. Wie wirkt sich dies auf die Missionstätigkeit aus?

Höller: Damit sprechen Sie die eben erwähnte Glaubenskrise an. Mission ist immer und wird immer dynamische Lebensäußerung des Christentums sein. Zum missionarischen Elan und zur missionarischen Verkündigung kann aber nur der fähig sein, der selber von seinem Glauben überzeugt ist und der davon überzeugt ist, daß dieser Christus, den er anderen mitteilen soll, etwas für diese Welt und für den einzelnen Menschen zu bedeuten hat. Wer davon nicht mehr überzeugt ist, wird auch nicht in der Lage sein, missionarisch-dynamisch nach außen hin zu wirken. Ich könnte mir vorstellen, daß auch die Kirchenkritik eine bedeutende Rolle spielt, weil Mission immer als ein Unternehmen der Kirche für die Kirche gesehen wurde. Insofern war das Missionsverständnis vielfach stark ekklesiozentrisch geprägt. Heute dagegen sehen wir stärker den Weltbezug der Kirche als göttlichen Auftrag und nicht so sehr das Anliegen, daß Mission sich nur für die Erweiterung des kirchlichen Besitzstandes vollzieht. Und von dorthin könnte ich mir denken, daß besonders junge Menschen, die mit einem kritischen, mit einem kirchenkritischen Gespür aufgewachsen oder ausgestattet sind, auch die Mission als ein typisch kirchliches Unternehmen in Frage stellen. Nicht zuletzt ist die sichere Selbstverständlichkeit von der — quantitativen und qualitativen — Einzigartigkeit des Christentums erschüttert, unter anderem durch das von der Religionswissenschaft vermittelte Wissen um die Pluralität der Religionen. Verschärft wird das damit gegebene Problembewußtsein durch die von der heutigen Theologie aufgeworfene Frage nach der möglichen Heilsfunktion der nichtchristlichen Religionen. Warum dann noch Mission?

HK: Wie positiv oder negativ wirkt sich diese Einstellung zur Zielsetzung der Mission auf die Arbeitsweise der Missionare aus?

Höller: Diesbezüglich wird man unterscheiden müssen zwischen den Missionaren und den bereits einheimischen Jungen Kirchen und ihren Vertretern, deren Mitarbeiter die Missionare heute geworden sind. Es gibt sicher eine

Vielzahl von Missionaren, die vor vielen Jahrzehnten mit ihrer Arbeit begonnen haben und schon daher sehr schwer in der Lage sind, sich umzustellen. Es gibt andere, und das ist eine nicht geringe Zahl, die durchaus umgedacht haben und auch noch dabei sind umzudenken, die ihren Einsatz in der Kirche als Angebot Gottes an ihre jeweilige Umwelt verstehen. Sie sind bereit, ihren Auftrag als einen ganzheitlichen zu sehen, nicht zu trennen zwischen Seele des Menschen, dem sie gegenüberstehen, und seinen leiblichen Bedürfnissen. Sie wissen, daß das Heil, das sie zu verkünden haben, beides umfaßt, nämlich nach wie vor das Heil seiner Seele, aber auch die Heilung der unheilen sozialen Wirklichkeit.

HK: Wenn wir Sie richtig verstehen, wäre dies in erster Linie also ein Generationenproblem europäischer Missionare . . .

Höller: Ich meine schon. Man muß einfach sehen, daß ein Missionar, der vor etwa 30 oder 40 Jahren seine theologische Ausbildung erhielt, während seiner Missionsarbeit kaum in der Lage war, aus zeitlichen oder aus anderen Gründen, den Bewußtseinsprozeß, der sich in Europa entwickelt hatte, nachzuvollziehen. Ihm war keine Möglichkeit gegeben — der Heimaturlaub war relativ gering oder kam nur selten in Frage —, anzuknüpfen an das, was in der Theorie über Mission, über missionarische Praxis und missionarische Theologie gesagt wurde. Da entstand also ein Vakuum. Der Missionar konnte nicht von heute auf morgen seine ganze Theologie über Bord werfen, weil er darin aufgewachsen war, sie sich nach seinem Verständnis bewährt hatte und Erfolge aufwies. Statt dessen erfuhr er nun aus dem Westen eine gewisse Verunsicherung auch seines bisherigen Status. Seine Arbeit war ja immer sehr stark auf Einpflanzung und Ausbreitung der Kirche hin orientiert. Teilweise herrschten pragmatische Ziele vor, wenn es z. B. um Erhöhung der Taufzahlen ging. Nun kam plötzlich eine Strömung, die nicht mehr die Kirche im Mittelpunkt sah, sondern die Ansicht vertrat, daß die Kirche Instrument Gottes sei zur Verwirklichung des Heils für die Welt.

HK: Nicht zu übersehen ist in der jungen Kirche eine Polarisierung zwischen Glaube und Gerechtigkeit, zwischen Evangelisation und Entwicklung. In den letzten Jahren fand ganz offensichtlich eine Schwerpunktverlagerung von der Glaubensverkündigung hin zum kirchlichen Einsatz für wirtschaftliche und soziale Entwicklung statt. Wenn heute von vielen die soziale Aufgabe als Primärauftrag der Kirche in den Entwicklungsländern gesehen wird, leitet man damit nicht das Ende der Mission ein?

Höller: Eine recht verstandene Mission und ein recht verstandener Missionsauftrag haben, wie ich bereits sagte, das umfassende Heil für den Menschen im Auge, das Heil für Leib und Seele, das Heil für jetzt und dereinst, Heil für den Menschen schlechthin. Es hat eine Zeit gegeben, und

sie dürfte vielleicht für das Jahrzehnt zwischen 1960 und 1970 anzusetzen sein, in der in vielen Teilkirchen gerade auch der sogenannten Dritten Welt der Sozialdienst überpointiert wurde, weil die Kirche in besonderer Weise von den jungen Nationalstaaten herausgefordert wurde, in die sie sich zu integrieren, denen gegenüber sie sich zu behaupten hatte und denen sie gewissermaßen Eindruck machen wollte. Aber diese Ortskirchen haben heute — wie sie uns zu verstehen geben — eingesehen, daß sie damit überfordert sind. Ich selber habe vor kurzem einige zentralasiatische Länder besucht und war überrascht von dem Gesinnungswandel, der dort eingetreten ist. Mir wurde von zahlreichen Gesprächspartnern, von Bischöfen und verantwortlichen Männern in der Laienarbeit gesagt, sie hielten es für geistige Hochstapelei, als verschwindende Minderheit die sozialen Probleme so großer Länder wie Pakistan oder Indien lösen zu wollen — selbst mit der enormen Rückendeckung westlicher Hilfswerke und westlicher Bruderkirchen. Ihre Ortskirchen würden aber immer die Aufgabe haben, auch in der Zukunft prophetische Zeichen zu setzen. Ihr Sozialdienst, den sie zu leisten hätten, habe in der Weise prophetisch zu sein, daß sie immer die Stimme derer sein müßten, die ausgebeutet seien, die unterdrückt blieben, denen das Notwendigste zum Leben fehle, und sie würden die Staaten darauf hinweisen, daß dort etwas getan werden müsse. Die Kirche selber kann nur Beispiele setzen, aber keine endgültigen Lösungen bringen. Und sie sieht diese Aufgabe als einen integralen Bestandteil ihrer Pastoralarbeit.

HK: Ist dieser Gesinnungswandel aber bereits allgemeingültig? Die Auseinandersetzung über die Abgrenzung von Mission und Entwicklungshilfe hält jedenfalls bei uns noch an . . .

Höller: Auch mit Blick auf unsere eigene Situation wird man, abgesehen von einigen „Spätzündungen“, beispielsweise auf dem 84. Deutschen Katholikentag in Mönchengladbach, sagen dürfen, daß die Polarisierung von Mission und Entwicklungshilfe, wenigstens im Raum der katholischen Kirche der Bundesrepublik, zugunsten einer ganzheitlich orientierten Schau überwunden ist. Unsere evangelischen Brüder leiden in dieser Frage immer noch unter den Spannungen von Uppsala und Bangkok. Es ist unbestreitbar, wie sehr die Mission des Entwicklungsdienstes bedarf, um nicht in privatistische Frömmigkeit und weltlose Jenseitshoffnung abzugleiten, und der Entwicklungsdienst wiederum der Mission, um nicht der Gefahr eines verweltlichten, säkularistischen Humanismus zu erliegen. Wir sind davon überzeugt, daß gerade die Jungen Kirchen uns die ganzheitliche Sicht des Evangeliums wieder vermitteln und neu erschließen können.

HK: Wie hat sich diese Entwicklung auf das Spendenaufkommen für die Mission in Deutschland und in Europa ausgewirkt? Wäre nicht eigentlich zu erwarten, daß eine Erhöhung der Spenden für Werke wie MISEREOR zu

Lasten der Spenden für die Päpstlichen Missionswerke geht?

Höller: Hier muß man differenzieren. Es ist sicher so gewesen, daß in den eben zitierten sechziger Jahren die Begeisterung für die Verwirklichung von Sozialmaßnahmen in der Dritten Welt, für die — jetzt im nachhinein kann man es sagen — messianische Bewegung zur Weltentwicklung, immer stärker motiviert hat und einen stärkeren Anreiz gegeben hat als die rein pastorale Arbeit und die Glaubensverkündigung. Aber es ist nicht so, daß das Spendenaufkommen im deutschen katholischen Bereich für MISEREOR die Spendentätigkeit für die missionarische Arbeit durch MISSIO vermindert hätte. Im Gegenteil! Die Werbung des Werkes MISEREOR bedingte Anfang der sechziger Jahre auch einen Anstieg der Spenden für das damalige PWG. Wir haben — jedenfalls bei den Kollekten — nie die Einnahmen von MISEREOR und AD-VENIAT erreicht. Aber das Spendenaufkommen ist doch gestiegen.

„Wir können nur Hilfestellung leisten“

HK: Wie sieht die Entwicklung in der europäischen Nachbarschaft aus? Läßt sich dort ein ähnlicher Trend verzeichnen?

Höller: Generell ja, wenn auch in bescheidenem Umfang. Die Einschränkung beruht auf Tatsachen, die man besser verschweigt, weil sie einen gleich in den Verdacht des Chauvinismus bringt. Außerdem verführt sie dazu, das nach wie vor ungeheure Gefälle zwischen unserem Wohlstand — auch dem kirchlichen — und der Armut unserer Partner in den Entwicklungsländern zu verschleiern. Tatsache aber ist, daß MISEREOR, soviel ich weiß, bis zu 70 Prozent der gesamtkirchlichen Entwicklungshilfe Europas bestreitet und MISSIO mehr Geld in die multilaterale Missionshilfe Roms einbringt als alle anderen Päpstlichen Werke Europas zusammen.

HK: Wie erklären Sie sich dieses doch relativ überraschende Phänomen?

Höller: Eine Erklärung kann ich vor allen Dingen versuchen für die letzten fünf Jahre, in denen ein wirklich bezeichnender Anstieg in der Spendenbewegung für die missionarische Tätigkeit der Kirche zu verzeichnen ist. In den letzten fünf Jahren hat sich das Einkommen von MISSIO mehr als verdoppelt. Einschließlich der Kirchensteuermittel, die vom Verband der Diözesen Deutschlands für pastorale und missionarische Aufgaben in Afrika und Asien zur Verfügung gestellt werden, überschritten die Einnahmen der beiden MISSIO-Werke in Aachen und München 1974 erstmals die Hundertmillionen-Grenze. Wie ist das zu erklären? Ich würde sagen, daß — parallel zur Entwicklung in den Jungen Kirchen selber — auch bei

uns eine Neubesinnung eingetreten ist. Es wenden sich heute Menschen mit Briefen und Fragen an die Aachener Missionszentrale, mit denen wir früher nie Kontakt hatten, Menschen aus allen sozialen Gruppen, die uns die Frage stellen, ob wir als Christen zur Weltentwicklung nichts anderes beizutragen hätten als Traktoren und Düngemittel. Wir seien doch für diese Fragen zuständig. Was täten wir eigentlich, und wie sehe das heute aus mit der Mission. Wenn man diesen Menschen dann den missionarischen Wandel plausibel machen kann, ihnen auch erklärt, wie heute in Afrika und Asien junge Ortskirchen als Partner arbeiten, eigenständige Modelle in Theologie und Pastoralarbeit entwickeln, Modelle, von denen zu erwarten ist, daß sie uns selber wieder Impulse zurückgeben, dann sind sie aufgeschlossener für die missionarische Arbeit und fühlen sich nicht mehr blockiert durch Leitbilder einer missionarischen Wirklichkeit, die heute nicht mehr gültig sind.

HK: Sie glauben also, daß die allgemeine Aufklärungsarbeit und Bewußtseinsbildung im Hinblick auf die Länder der Dritten Welt letztlich auch eine positive Wirkung für die Arbeit der Missionswerke gebracht hat?

Höller: Ganz ohne Zweifel.

HK: Ist das nicht auch darauf zurückzuführen, daß Sie sich bei Spendenaufrufen — zum Beispiel zum jetzigen Missionssonntag — mehr als Brotbringer denn als Heilsverkünder plakatieren?

Höller: Jein. Das Problem jeder Spendenwerbung liegt in der notwendigen rationalen und emotionalen Konkretisierung des Spendenzweckes. Eine Werbung mit missionarischen Inhalten hat es da ungeheuer schwer. Wie wollen Sie geistliche oder seelische Not ins Bild setzen und gleichzeitig von der Lebenssituation der betroffenen Menschen abstrahieren? Weil wir uns mit diesen Schwierigkeiten herumschlagen, wissen wir den Vorwurf der „Anleihen“ bei der Entwicklungshilfe zu ertragen. Ihre Frage spricht auf unser Plakat zum Sonntag der Weltmission 1975 an. Im Mittelpunkt steht tatsächlich das Brot. Aber ist nicht Brot — seit der Tischgemeinschaft im Abendmahlssaal — das Symbol für ein umfassendes Heil schlechthin? Unsere Begleittexte lassen an dieser Deutung jedenfalls keinen Zweifel. Wir werden im übrigen weiterhin für das tägliche Brot der Männer und Frauen betteln müssen, die mit uns und für uns in der Heilsverkündigung stehen.

HK: Die Mission hat mit dem Ende der Kolonialzeit — so scheint es wenigstens — ihren guten Ruf verloren. Die Verknüpfung der Mission mit Kolonialismus und Spätkolonialismus wurde jetzt nach der Unabhängigkeit der meisten Staaten der Dritten Welt besonders offenbar und entsprechend herausgestellt. Glauben Sie, daß es der Kirche heute weltweit gelingt, sich auf die neuen politischen Konstellationen einzustellen?

Höller: Ich bin kein Prophet und kann nicht sagen, ob es ihr gelingt. Feststellen läßt sich allerdings, daß die Kirche allerorten versucht, sich auf diese neuen Bedingungen einzustellen. Für uns ist wichtig festzuhalten, daß wir nicht mehr direkten Einfluß nehmen auf das, was die Kirche in Tanzania, die Kirche in Indonesien, auch nicht auf das, was die Kirche in Mosambik heute tut, um mit politischen Gegebenheiten fertigzuwerden. Wir können nur Hilfestellung dazu leisten — und zwar als Partner und bestimmt durch die Ziele, welche die Partner uns wiederum benennen —, daß sie personell und materiell befähigt werden, ihren spezifischen Beitrag als Kirche zur Entwicklung ihrer jeweiligen Gesellschaftsordnungen zu leisten.

HK: Abgesehen vom kolonialen Erbe, an dem die Kirche noch zu leiden scheint, werden neue Abhängigkeiten sichtbar. Das Verhältnis der Kirche zu den neuen politischen Eliten in den Ländern der Dritten Welt ist oft mehr als gespannt. Erweist sich eigentlich nicht jeder Machtwechsel als Gefährdung für die Kirche?

Höller: Eine Gefährdung für die Kirche sind meines Erachtens ein politischer Machtwechsel oder auch eine Veränderung der gesellschaftlichen Konstitution nur dann, wenn die Kirche vorher in einer zu engen Abhängigkeit zu der jeweiligen politischen Führung oder zu gesellschaftlichen Gruppen gestanden hat. Wenn sie aber ihre unabhängige Position behält oder versucht, in ihrer Gesellschaft ihren Auftrag zu erfüllen, dann werden ihr Veränderungen nicht sehr viel ausmachen. Ausnehmen muß ich von der Regel solche politischen Ideologien — aller Schattierungen —, die eine offene oder versteckte Religionsfeindlichkeit demonstrieren. Allerdings gibt es auch in sogenannten demokratischen Ordnungen negative Beispiele, wo gesellschaftliche Veränderungen die Kirche extrem tangieren, eben deshalb, weil sie vorher schon eine zu enge Bindung an das herrschende System gehabt hat. Ich glaube, in diesem Zusammenhang wird natürlich gerade eine intellektuelle Schicht oder Elite den Bemühungen der Kirche mit einer gewissen Reserviertheit gegenüberstehen und auch die Schuld aufrechnen, welche die Kirche lange Zeit, bewußt oder unbewußt, ob schuldhaft oder nicht schuldhaft — im einzelnen ist das schwer zu differenzieren —, auf sich geladen hat. Und man wird ihr immer wieder diese Fehler vorrechnen und anrechnen und von dorthin ihren Unternehmungen äußerst reserviert begegnen.

HK: Im Rahmen der Unabhängigkeitsbemühungen und der nicht zu übersehenden Nationalisierungstendenzen in den Ländern der Dritten Welt fordern christliche Kirchen dort seit einiger Zeit, den Nachschub an Personal und finanziellen Mitteln aus Europa oder den USA gänzlich einzustellen. Hatte ein solches Moratorium auch auf katholischer Seite Bedeutung?

Höller: Das berühmte Moratorium von Bangkok ist selbstverständlich auch auf katholischer Seite interessiert

aufgenommen und diskutiert worden. Es besitzt allerdings meines Ermessens für unsere Kirche nicht die Bedeutung wie für die protestantischen Gemeinschaften. Dies hat auch historische Gründe. Evangelische Missionsgesellschaften, wie unsere verdienten deutschen Missionsgesellschaften, haben sich Bruderkirchen und Schwesterkirchen in der Dritten Welt geschaffen. Schon allein diese bilaterale Verknüpfung führte zu sehr engen Bindungen, die das Streben nach Emanzipation auf Seiten der jungen Christengemeinden verstärkte. In der Forderung nach Einstellung aller Missionshilfe auf Zeit sehe ich daher weniger eine Absage an brüderliches Miteinander als den Wunsch nach selbstgewähltem Eintritt in die Universalität der ökumenischen Bewegung. Die katholische Kirche war auch in ihrer Missionshilfe immer universal angelegt. Die Einrichtung der „Propaganda Fide“ — bei aller Kritik, die man heute an ihr übt — hat doch einen nicht geringen Einfluß darauf gehabt, daß die Hilfeleistungen von katholischer Seite relativ ohne allzu enge bilaterale Bindungen erfolgen konnte. Auch die materielle Förderung wurde universal geleistet und verengte sich nicht in bilateralen Kontakten.

HK: Haben Sie aus den Ländern der Dritten Welt Belege für diese Beurteilung?

Höller: Wir stellen fest, daß die Jungen Kirchen selber, wenn man sie befragt — wir haben das getan —, einem Moratorium sehr reserviert gegenüberstehen. Sie entgegenen uns, daß es keine Kirche gibt, weder eine westliche noch eine östliche, noch eine südliche Teilkirche oder Ortskirche, die sich einbilden kann, völlig unabhängig zu sein. In der Kirche gibt es immer die Notwendigkeit zur Kommunion, zur Kommunikation, zum Kontakt, auch zur Hilfeleistung als selbstverständliche Verpflichtung, wie wir sie schon aus der Bibel kennen. Mir hat der Generalsekretär der indischen Bischofskonferenz, Bischof Patrick d'Souza von Benares, gesagt — unter Hinweis auf die Situation in seinem Bistum, das einige Zehntausend Katholiken zählt und in seiner Bischofsstadt nur einige Hundert unter einer halben Million Hindus —, daß seine Ortskirche auf lange Sicht nicht in der Lage sein werde, sich selbst zu tragen, und erst recht nicht, missionarisch zu expandieren ohne die finanzielle Rückendeckung der westlichen Teilkirchen. In jedem Fall gehe das Bestreben seiner Ortskirche von Benares und darüber hinaus der gesamten indischen Kirche dahin, geistig und ideologisch unabhängig zu werden. Sie würden mit Nachdruck daran arbeiten, eigene Ausdrucksweisen des Christlichen und der Glaubensverkündigung aus den religiös-kulturellen Wurzeln der indischen Tradition zu entwickeln. Dies sei der vorrangige Weg zur Eigenständigkeit. Er sehe allerdings die Gefahr, daß die finanzielle Unterstützung der Kirche Indiens ausbleiben könnte, wenn den Brüdern im Westen der so eingeschlagene Weg nicht passe.

HK: Aber gerade aus Indien — um bei Ihrem Beispiel zu

bleiben — ist die Meinung zu hören, finanzielle Hilfe aus dem Westen sollte in Zukunft zumindest in der Höhe, in der sie jetzt gewährt wird, ausbleiben. Nur auf diese Weise sei die Kirche Indiens in der Lage, glaubwürdig zu werden, sich im Lande zu verankern und die Initiative der Inder selbst zu wecken. Angewandt auf den Bereich der Mission insgesamt liefe dies wohl auf eine wesentliche Reduzierung der Stellung europäischer Missionswerke hinaus . . .

Höller: Nein, das glaube ich nicht. Wenn man die Tätigkeit eines Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung — heute MISSIO — reduziert auf die rein materielle Hilfe in der partnerschaftlichen Zusammenarbeit mit den Jungen Kirchen, könnte man theoretisch den Tag festlegen, an dem diese Kirchen finanziell und materiell unabhängig wären. Aber wir verstehen uns ja nicht nur als eine Hilfsinstitution. Insofern ist auch die Bezeichnung Hilfswerk für MISSIO eine Verkürzung des Aufgabebereiches. Wir verstehen uns vielmehr auch als Schaltstelle dieser Kirche in der Bundesrepublik Deutschland mit den Jungen Kirchen in anderen Kontinenten. Wir haben — in jeweils angepaßten Statuten seit 140 Jahren — als erste Zielsetzung den Auftrag zur missionarischen Bewußtseinsbildung. Dazu gehört heute, neue Entwicklungen in Theologie, in Pastoralarbeit, in Sozialarbeit, neue Ideen, neue Ansätze aus diesen Jungen Kirchen zurückzubringen — das Stichwort dafür heißt Rückkoppelung — in unsere eigenen Gemeinden, um damit motivierend zu wirken auf unsere eigene Kirche.

„Es wird genauestens geprüft, was die Eigenständigkeit fördert“

HK: Haben die westlichen Missionswerke in der Vergangenheit nicht zu sehr die Mentalität gefördert, in finanziellen Angelegenheiten brauche man sich ja keine Sorgen zu machen . . .

Höller: Wie das in der Vergangenheit war, kann ich nicht sagen. Für die letzten fünf Jahre, die ich überblicke, gilt jedenfalls, daß jede finanzielle und materielle Zuwendung genauestens daraufhin überprüft wird, inwieweit sie dazu beiträgt, die Eigenständigkeit zu fördern und zu verhindern, daß neue Abhängigkeiten geschaffen werden.

HK: Hat aber die Missionshilfe — bei allem Respekt vor ihren positiven Wirkungen — nicht auch mit dazu beigetragen, daß die Kirche, wie z. B. in Indien, wegen ihrer Institutionen und wegen ihres äußeren Reichtums ein falsches Bild von ihrer eigenen Bedeutung abgibt und zunehmend als Fremdkörper inmitten der allgemeinen Armut angesehen wird?

Höller: Das gilt nicht nur für Indien. In der Tat haben Missionare aus dem Westen in den Ländern, in denen sie

tätig waren, mit unserer Hilfe nach dem Muster ihrer Heimatkirchen Strukturen aufgebaut und auch die dafür notwendigen Instrumente geschaffen, einschließlich großer Kirchbauten, Schulen, Krankenhäuser etc., die heute eine ungeheuere Belastung für die Jungen Kirchen darstellen. Uns liegen Briefe vor von Bischöfen aus Afrika, die uns bitten, entweder weiterhin solche Renommierprojekte zu subventionieren oder ihnen einen Bulldozer zu schicken, um sie abzureißen.

HK: In mehr und mehr Ländern muß die Kirche ihre Schulen als einen der wesentlichen Pfeiler der Missionstätigkeit aufgeben. Wird dadurch nicht die Zukunft der Kirche in den Missionsländern in einschneidendem Maße berührt? Wo liegen neue Kraftzentren, wo kann die Kirche heute noch nach innen und außen präsent sein und auch ihren Nachwuchs gewinnen?

Höller: Die Missionsschulen haben unzweifelhaft für die Entwicklung der sogenannten Entwicklungsländer eine große Bedeutung gehabt. Das gilt aber für diese Länder insgesamt, und nicht nur für die kirchliche Struktur. Ich würde behaupten, daß die Kirche durch ihre Missionsschulen als Missionsmittel in der Vergangenheit viele Christen gewinnen konnte, aber daß diese Aufgabe in den letzten Jahren nicht mehr die entscheidende und nicht mehr die vorrangige der Missionsschulen gewesen ist. Die Übernahme der Schulen durch den Staat hat die Missionsarbeit an vielen Stellen der Welt nicht geschwächt, sondern eher neu orientiert. MISSIO selbst konnte dazu beitragen, es den Kirchen in einigen Ländern Afrikas finanziell zu ermöglichen, ihre Schulen an den Staat abzutreten. Dadurch kann die Kirche Personal, das früher in den Schulen tätig war, freisetzen für eine neuverstandene Pastoralarbeit. In Ceylon wird gerade überlegt, ob eine sehr bedeutsame kirchliche Hochschule, die Jahrzehnte bestanden hat, nicht umgewandelt werden soll in ein Pastoralinstitut, das diese freigewordenen Kräfte befähigt, jetzt im konkreten Bezug auf die Lebenssituation der Menschen Christus zu verkündigen und christliche Prinzipien für das Zusammenleben in diesem Land wirksam werden zu lassen.

HK: Wie wirkt sich der Verlust der Missionsschulen auf die Katechese aus? Welche neuen Möglichkeiten der Glaubensvermittlung gibt es?

Höller: Es wird versucht, sehr verstärkt die Erwachsenen-Katechese zu betreiben. Es wird versucht, über Literatur und Massenmedien zu wirken. Es wird versucht, die Eliten besonders anzusprechen. Es wird versucht, in den Großstädten die Christen in Wohnvierteln zusammenzufassen, um dann aus der Erfahrung eines gemeinsam gelebten Glaubens auch sozial und mitmenschlich aktiv werden zu können. Das ist besonders bedeutsam für die christlichen Minderheiten in Asien, die auf diese Weise ein Beispiel missionarischer Laienverantwortung geben.

HK: Zu den kennzeichnenden Konfliktfeldern vieler Missionskirchen zählen Tribalismus und Rassismus. Man hat den Eindruck, daß die Kirche selbst vielfältig in diesen Konflikt mit hineinverwickelt ist. Wie kann sie — besonders in Afrika und Asien — zur Überwindung von Tribalismus und Rassismus beitragen?

Höller: Das ist eine sehr schwierige Frage, weil natürlich auch die Kirche den Problemen des Tribalismus und des Stammesdenkens nicht ausweichen konnte. Sie bleibt mit diesem Problem konfrontiert. Es ist z. B. in manchen Ortskirchen nicht möglich, Priester aus Gründen ihrer Stammeszugehörigkeit zu versetzen. Es ist andererseits festzustellen, daß dort, wo die Kirche über dieses Problem reflektiert und den Menschen bewußtmacht, wie sehr darin eine Begrenzung ihrer Möglichkeiten und auch ihres Christseins liegt, Erfolge erzielt werden in der Überwindung des Stammesdenkens. Interessante Erfahrungen machen wir dort, wo die Kirche äußeren Druck erfährt und sie gewissermaßen zur Einheit gezwungen wird. Nehmen Sie nur Uganda. Die ugandische Kirche war durch den Tribalismus in viele selbständige Einheiten zersplittert, die kaum miteinander in Kontakt traten. Die Bedrohung von außen, die sie in letzter Zeit erfuhr, hat zu einer neuen Einheit dieser Kirche geführt und die einzelnen Stammesbistümer zu einer Gemeinschaft werden lassen. Ähnliches vollzieht sich in Indien, wo bis vor wenigen Jahren ein Priester aus Kerala im Norden des Landes weniger Kontakt fand und weniger zurechtkam als ein weißer Missionar. Heute, nach einem neuen missionarischen Aufbruch der indischen Kirche, etwa seit der Konferenz von Patna im Jahre 1973, ändern sich auch dort die Dinge. In den meisten Diözesen Nordindiens werden Priester aus Südindien akzeptiert und sind missionarisch tätig. Allerdings auch mit den gelegentlich festzustellenden Schwierigkeiten. Das Thema Kirche und Rassismus wäre abendfüllend und würde uns letztlich zu der Frage führen, ob wir in 2000 Jahren die Botschaft Christi wirklich begriffen haben. Da sehe ich persönlich zwischen den Gemeinden in Afrika — auch weiter südlich — und unseren Gemeinden hier kaum einen Unterschied.

HK: Wie wird die Kirche mit dem sich abzeichnenden personellen Problem fertig? Einerseits muß man rechnen, daß auf Dauer kaum noch Missionare aus den „christlichen“ Ländern in die Mission geschickt werden können. Andererseits ist wohl kaum Fatalist, wer feststellt, daß in den nächsten zehn Jahren der Großteil europäischer Missionare sein Arbeitsgebiet wird verlassen müssen. Ist die Kirche darauf vorbereitet?

Höller: Die Personalfrage ist eine der schwierigsten und auch entscheidendsten für die Weltkirche der Zukunft. Wir haben vor zwei Jahren am Sonntag der Weltmission nachdrücklich darauf hingewiesen, daß wir etwa im Jahr 1980, nach unseren Berechnungen, aus Alters- und Krankheitsgründen nur noch mit der Hälfte der heute tätigen

Missionskräfte rechnen können. Wenn wir sie einmal global mit etwa 100 000 veranschlagen, dürften es im Jahre 1980 nur noch etwa 50 000 sein. Der Nachwuchs bleibt weithin aus. Es entsteht ein Defizit, dem nicht mit einheimischem Personal beizukommen ist, sondern nur mit neuen Planungen. Daran ändert auch die Feststellung nichts, daß es in sehr vielen Ortskirchen Afrikas und Asiens mit dem Priesternachwuchs weit besser bestellt ist als bei uns. Wir sehen geradezu einen Boom in Ostnigeria, wo die Seminare überfüllt sind, wo es einen Numerus clausus in Theologie gibt. Ähnliches galt für Vietnam, ähnliches finden wir in Indien. Es gibt aber auch Ortskirchen, die noch keinen einzigen einheimischen Priester haben. Doch selbst eine weltweite Inflation an einheimischen Priesterberufen würde die durch den Ausfall der Missionare entstandene Lücke nicht schließen. Tanzania z. B. bräuchte dazu bei gleichbleibender Entwicklung ca. 50 Jahre. Da müssen neue Programme her, da müssen neue Modelle her. Das ist z. B. in Afrika seit langem ein Hauptthema aller Bischofskonferenzen und Pastoraltagungen.

HK: An welche Maßnahmen ist dabei konkret gedacht?

Höller: Solche Maßnahmen könnten sein: Übertragung größerer Verantwortung an Laien innerhalb der Gemeinden, eine neue Definition des Status der Katechisten, ein Einsatz von Schwestern in der konkreten Gemeinde- und Pastoralarbeit. Eines der spektakulärsten Modelle hat kürzlich Kardinal Malula von Kinshasa geschaffen, indem er Laien als sogenannte Mokambi, d. h. Gemeindefeiler, einsetzte, die selbständig einer Pfarrei vorstehen und, wie es im Vademekum dieser Gemeindefeiler heißt, von einem priesterlichen Assistenten unterstützt werden, der die Sakramentenspendung und die eigentlichen priesterlichen Funktionen in mehreren dieser von Mokambi geleiteten Gemeinden versieht. Man muß abwarten, wie sich dieses Modell auswirkt und welche Antworten andere afrikanische Ortskirchen auf das unleugbare Problem finden.

„Die Vielfalt der Strukturprinzipien und der Aussageformen in der Weltkirche wird wachsen“

HK: Ist aber nicht gerade dieses Modell, das die Funktionen des Priesters auf die Sakramentenspendung reduziert schon im Ansatz problematisch und eher ein Beispiel dafür, daß Versuche aus der Dritten Kirche genausowenig gesamtkirchlich rezipierbar sein können, wie es manche Traditionen der westlichen Kirche vielleicht sein mögen?

Höller: Gott sei Dank ist nicht alles rezipierbar. In diesem Sinne war eigentlich nur vom abstrakten antireformatoren Katechismus, den wir in die Missionsländer exportierten, ein uniformes Echo zu erwarten. Das Modell von Kardinal Malula, der vielleicht gegen meine verkürzte Darstellung protestieren müßte, wird in Kinshasa und

nicht in Oberwiesenthal erprobt. In einem Gottesdienst von Oberwiesenthal wird man wohl nie — selbst bei aller Begeisterung für die Universalität der Kirche — mit Andacht die Baumtrommel schlagen. Wenn das Experiment im Kongo gelingt, das übrigens die Frage nach dem Amt in der Kirche nicht entscheidend tangiert, sollten wir uns freuen. Kopieren können wir es nicht. Die Vielfalt der Strukturprinzipien und der Aussageformen in der Weltkirche wird wachsen. Sie muß uns freuen, wenn deshalb dadurch die Einheit des Glaubens und der Liebe für Menschen aller Kulturen attraktiver wird.

HK: Die Beispiele Kambodscha und Laos haben gezeigt, daß man in diesen Fällen schon zu spät mit neuen Modellen kommt. In einigen afrikanischen Ländern war es nicht anders. Es fehlte an einer rechtzeitigen Vorbereitung auf die neuen Gegebenheiten. Was ist daraus zu lernen?

Höller: Die Beispiele Laos und Kambodscha sind insofern etwas unglücklich gewählt, als die Kirche dort immer eine so verschwindend kleine Minderheit bildete, daß sie von sich aus zu spektakulären Initiativen nicht in der Lage war. Trotz der geringen Zahl an kirchlichen Führungskräften wurden jedoch zum Beispiel in Laos erstaunlich weitsichtige Vorbereitungen auf den Tag X getroffen, die ich verständlicherweise im Detail nicht beschreiben möchte.

HK: Hat der Schock von Vietnam und Kambodscha auch weitere Folgen für die Überlegungen innerhalb der Missionsinstitute und der Päpstlichen Werke der Glaubensverbreitung?

Höller: Selbstverständlich. Kambodscha und Vietnam beschäftigen uns unentwegt. Da ist vor allem die Frage: Was haben wir in diesen Ländern, in der Zusammenarbeit mit den dortigen Christen richtig, was haben wir falsch gemacht? Eine Frage, die deshalb zu stellen ist, weil sich die Vorgänge möglicherweise in anderen Ländern wiederholen. Was die Ausbildung des kirchlichen Personals betrifft, brauchen wir uns keinen Vorwurf zu machen. Der größte Teil der Mittel unseres deutschen Werkes MISSIO, die in diese Länder geflossen sind, galt der Ausbildung qualifizierter Priester, Schwestern, Katechisten und Laienkkräfte. Wir können nur hoffen, daß diese Ausbildung und die Vertiefung des Glaubens ihnen heute helfen, in einer neuen gesellschaftlichen Situation als Christen ihren Mann zu stehen. Was wir dort — in sehr viel geringerem Umfang — gelegentlich an Bauten und Sachwerten finanziert haben, macht uns natürlich nachdenklich. Aus solchen Einsichten sind eigentlich auch für andere Länder die Konsequenzen zu ziehen.

HK: Von Lateinamerika heißt es heute, es sei sakramentalisiert, nicht jedoch evangelisiert. Passiert heute nicht ähnliches auch in weiten Teilen Afrikas? Oft reichen primitive Demagogien, wie z. B. jüngst in Zaïre, aus, um Verunsicherung im Glauben zu schaffen.

Höller: Zweifellos basieren die Erfolgsmeldungen früherer Missionstätigkeit auf Bekehrungsziffern. Da dürfte schon deshalb notwendig gewesen sein, weil es eben kein Maß, zumindest kein statistisches Maß, für Glaubensvertiefung und Glaubensqualität gibt. Andererseits trifft zu, was Sie sagen. Es ist in vielen Fällen zu schnell getauft worden. Es ist nicht genügend für die Vorbereitung getan worden. Alle Programme der jungen Ortskirchen, besonders ihrer Pastorkonferenzen, zielen heute darauf ab, nur solche Menschen in die Kirche aufzunehmen, die eine gründliche Vorbereitung erfahren und aus freier Überzeugung zu diesem Entschluß kommen. Viele Austritte und Abwanderungen, die wir hier und da feststellen können, vor allem zu den afrikanischen Freikirchen, sind darauf zurückzuführen, daß es unserer Kirche nicht gelungen ist, sich in die jeweilige Kultur und Tradition zu inkarnieren und ihre theologischen Aussagen neu aus diesem spezifischen Kulturboden heraus zu entwickeln. Gerade dieses Thema stand im September auf der Sitzung der Panafrikanischen Bischofskonferenz in Rom an.

HK: Neben den Freikirchen hat die Pfingstbewegung offensichtlich Erfolge gerade in jungen Christengemeinden der Missionskirchen zu verzeichnen. Warum wirken diese Gruppen so attraktiv, und welche Konsequenzen wird die Kirche, die sich herausgefordert fühlen müßte, daraus ziehen?

Höller: Ich habe den Eindruck, daß sich gerade die sogenannten etablierten Kirchen, eben die katholische Kirche und auch die großen protestantischen Gemeinschaften in Afrika, durchaus dieser Herausforderung durch die afrikanischen Freikirchen, durch die Pentecostal-Gruppen usw. stellen. Sie haben begriffen, wie sehr afrikanische Originalität und Ursprünglichkeit ein wesentliches Element der Glaubensverkündigung bilden müssen, wenn die christliche Botschaft als wirkliche Frohe Botschaft, die sich lebensbejahend äußert in Tänzen und Gesängen, in einem ungezwungenen Miteinander, beim afrikanischen Menschen ankommen soll. Diesen Umsetzungsprozeß können nur afrikanische Christen selber leisten. Kommen wir späten Abendländer nicht überhaupt aus einer Epoche der „Geistvergeessenheit“? Jeder direkte oder indirekte Hinweis auf diese Erstarrung ist eine erfreuliche Herausforderung. Auf dem Treffen der Panafrikanischen Bischofskonferenz in Rom hat der Vorsitzende der Bischofskonferenz von Tanzania, Bischof Sangu von Mbeya, in einem Referat darauf hingewiesen, daß er als junger Theologe in Rom aristotelisch-thomistische Philosophie studieren und sich über viele Jahre mit Streitigkeiten westlicher theologischer Richtungen befassen mußte, die ihm in ihren Denkansätzen völlig fremd gewesen seien.

HK: Entsteht nicht manchmal mit einem gewissen Recht der Eindruck, daß das viele Reden von Anpassung an die ursprüngliche Kultur, von „Kontextualisierung“, die Unsicherheit in bezug auf den eigenen „Text“ verdecken

soll? Pointiert gesagt, man weiß nicht recht, was man verkündigen soll, und streitet sich deshalb darüber, wie man verkündigen soll.

Höller: Mit einem einfachen Analogieschluß, glaube ich, läßt sich ein Kernproblem der Pastoral unserer westlichen Kirchen nicht auf die Missionsländer übertragen. Denn dort sind es nicht die Texte, sondern die von uns in Jahrhunderten angereicherten Kontexte, welche die Verkündigung erschweren. Ganze Generationen von Missiologen haben mit Adaptations- und Akulturationsversuchen experimentiert, um das abendländisch-lateinische Beiwerk der biblischen Grundaussagen ins fremdtraditionelle Verständnis zu bringen. Es blieb mehr oder weniger angeklebt. Am Rande der letzten römischen Synode haben die Bischöfe von Afrika und Madagaskar in einer Entschließung allen oberflächlichen Adaptationsversuchen eine grundsätzliche Absage erteilt. Sie fordern Inkarnation der biblischen Botschaft in Kultur, Tradition und Lebensart. Das bleibt — zugegeben — vorerst eine Vokabel. Aber ich habe nicht den Eindruck, als ob sie nicht wüßten, was sie verkünden sollten. Ihre Schwierigkeit liegt wohl eher darin, das zu sondieren, was sie nicht mitzuverkünden brauchen.

HK: Wie wirkt sich die auch in der Dritten Welt feststellbare Säkularisierung auf die Jungen Kirchen aus? Läßt sich etwas über die Austritte aus den christlichen Kirchen sagen? Und wenn, welcher Zug ist dabei stärker: die Hinwendung zu den ursprünglichen religiösen Anschauungen oder eine völlige Abwendung im Sinne der europäischen Säkularisierung?

Höller: Uns liegen keine statistischen Daten über Austrittsbewegungen in afrikanischen oder asiatischen Kirchen vor.

HK: Werden diese überhaupt nicht erfaßt, oder hält man sie zurück?

Höller: Die kirchliche Statistik hat einigen Nachholbedarf, Zahlen korrekt zu erfassen. Daran mag es liegen. Sicher wird man sie nicht zurückhalten, da man sich selber Klarheit verschaffen muß, wenn man eine ehrliche kirchliche Arbeit betreiben will. Nach unseren Erfahrungen aus Besuchen und Gesprächen dürften die Austritte — gemessen an unseren Daten — relativ gering sein. Uns liegen verlässliche Ziffern vor über Theologiestudenten, die von den ersten Semestern bis zur Weihe durchhalten. Die sogenannte Ausfallquote lag vor kurzem bei nur 8 Prozent. Wenn man daran auch die Kirchenaustritte messen darf, werden sie tatsächlich nicht allzusehr ins Gewicht fallen. Zum zweiten Teil ihrer Frage würde ich vermuten, daß ein Hindu oder ein Buddhist, der zum christlichen Glauben übergetreten ist und diesem wiederum absagt, eher zur Gruppe der Säkularisierten zählen wird und nicht zurückkehren wird zu den Ursprüngen seiner religiösen Tradition.

HK: Der Vorgang der Säkularisierung ist sicher nur sehr schwer quantifizierbar. Die Frage ist aber, ob das Phänomen, das phasenverschoben sich in den Ländern der Dritten Welt fast ebenso deutlich abzeichnet wie bei uns, gerade in bezug auf die Zukunft der Kirche in den Missionsländern nicht unterschätzt wird . . .

Höller: Man wird anerkennen müssen, daß die Säkularisierung als geschichtlicher Prozeß ein „Weltlichwerden der Welt“, ein „Mündigwerden des Menschen“ bewirkt hat und daß in diesem Prozeß Grundmotive abendländischen Christentums weltgeschichtlich in einer Weise relevant wurden, die vielfach an Intensität die Bemühung um Verbreitung des christlichen Glaubens überholt hat. Um auf Ihre Frage eine sachentsprechende Antwort geben zu können, wäre wohl vorerst einmal eine Analyse der jeweiligen konkreten Verhältnisse notwendig. Ich bin sicher, daß diese Analyse in Indien andere Ergebnisse haben wird als in Zaïre, in Brasilien andere als in Japan. Dabei soll nicht bestritten werden, daß aufgrund der heutigen Kommunikationsmöglichkeiten die Säkularisierung ein weltweites Ausmaß angenommen hat. Es stellt sich aber auch die Frage, ob es nicht z. B. in Asien „Säkularisierungsprozesse“ gab, die völlig unabhängig von westlichen Einflüssen entstanden. Meiner Meinung nach kann man die asiatische Säkularisierung nicht einfach nur als Ausweitungerscheinung der westlichen Säkularisierung sehen. So ließe sich historisch aufzeigen, daß die großen nichtchristlichen Religionen schon früher in ihrer Geschichte Profanisierungs- und Desakralisierungstendenzen und Aufklärungsprozesse erlebt haben. Soviel aber kann gesagt werden, daß die Gleichung „Modernisierung = Religionslosigkeit“ in der Dritten Welt ebensowenig zwingend ist wie die Gleichung „Modernisierung = Verwestlichung“.

HK: Was folgt für Sie daraus für die Praxis?

Höller: Die Mission hat dabei einmal die Aufgabe, den Monopolanspruch der säkularen westlichen Zivilisation abzubauen. Zum anderen wird Mission darum bemüht sein müssen, die positiven Auswirkungen des Säkularisierungsprozesses (z. B. weltweiter Kampf gegen Armut, Hunger, Krankheit, Unwissenheit, Ausbeutung) so zu verdeutlichen, daß sie als positiv erfahren werden, wenn sie im Kontext dessen bleiben, was den Menschen zum Menschen macht. Es ist tatsächlich eine der dringendsten Aufgaben christlicher Mission, die Säkularisierung in jene Dimension der Verantwortung des Menschen vor Gott zu führen, in der allein die Dämonie des säkularistischen Allein- und Totalitätsanspruchs überwunden werden kann. Im übrigen sollten wir uns ständig selbstkritisch fragen, ob nicht die Behauptung und Unterstellung, daß der westliche Säkularisierungsvorgang notwendig auch den Religionen und Kulturen der Dritten Welt zum Schicksal werden müsse, einmal mehr den „blöden Hochmut des weißen Mannes“ beweist, wie ihn Karl Barth sarkastisch bezeichnet.

„Gefordert wird die Bereitschaft, sich die geistlichen Erfahrungen des Dialogpartners anzueignen“

HK: Hat die deutlich erkennbare Aufwertung der nichtchristlichen Religionen seit dem II. Vatikanum das Selbstbewußtsein nicht zusätzlich erschüttert? Oder einmal andersherum gefragt: Wieweit ist die Vorstellung, der Missionar habe in erster Linie die Aufgabe, aus dem Buddhisten einen besseren Buddhisten, aus dem Hindu einen besseren Hindu und aus dem Moslem einen besseren Moslem zu machen, heute praktische Richtschnur?

Höller: Das Zweite Vatikanische Konzil hat in einer Weise positiv zu den nichtchristlichen Religionen Stellung genommen, wie wir sie bisher nicht gewohnt waren. Die Haltung der Kirche zu diesen Religionen war in der Vergangenheit weithin negativ. Die Verhaltensänderung traf nicht wenige Missionare unvorbereitet. Eine überzogene Interpretation konziliarer Aussagen verwirrte sie noch mehr. Ich darf in diesem Zusammenhang hinweisen auf die zahlreichen Mißverständnisse, die durch Formulierungen wie „anonyme Christen“ entstanden sind. Plötzlich stand das Schlagwort „Dialog“ im Raum. Wer war darauf — auch intellektuell — vorbereitet? Kann man es den Missionaren verargen, daß sie dahinter falsche Leisetreteri argwöhnten oder den Dialog als unverbindliches „Seid nett-zueinander“ ablehnten? Es hat ein Jahrzehnt gebraucht, bis sich die Erkenntnis durchsetzte: Wo kein Dialog geführt wird, wo der mir begegnende Mensch nicht zunächst in seiner Freiheit, Eigenheit und auch Fremdheit angenommen ist, ist Mission von vorneherein nicht möglich. In Asien wird sich die Zukunft der Kirche ohne Zweifel an ihrer Dialogfähigkeit entscheiden. Dabei stellt die Anerkennung des dialogischen Charakters der Mission bedeutsamere Anforderungen als in der Vergangenheit. Gefordert wird nämlich der Mut zum selbstkritischen Hören, die Bereitschaft, sich die geistlichen Erfahrungen des Dialogpartners anzueignen. Ich habe Missionare getroffen, die sich freier und froher dabei fühlten, jetzt nicht mehr im Gespräch mit Freunden aus anderen Religionen die unbedingte Ausschließlichkeit des Christentums betonen zu müssen, sondern die Einzigartigkeit Jesu Christi anbieten zu dürfen.

HK: Welche Bedeutung kommt aber heute noch dem Reizwort vom „besseren Hindu“ zu?

Höller: Es hat Ende der sechziger Jahre nahezu jede Diskussion um den „Sinn der Mission“ bestimmt, bei den Missionaren selbst allerdings weniger als bei uns. Wenn mit dieser These jede Art der Proselytenmacherei verurteilt werden sollte, wird man nichts gegen sie einzuwenden haben. Aber so undifferenziert vorgetragen, ist sie einfach falsch und völlig unbiblich. Zwar betonen die Konzilsväter, daß die geistlichen und sittlichen Güter sowie die sozial-kulturellen Werte, die sich in den nichtchristlichen

Religionen finden, anzuerkennen, zu wahren und zu fördern seien. Dadurch ist die Kirche jedoch nicht von der an sie ergangenen Aufforderung entbunden, die Einladung Gottes an den Menschen zu vermitteln, damit Gottes Herrlichkeit immer mehr Raum gewinne. Stellen Sie sich einen Paulus vor, dem es nur darum gegangen wäre, aus seinen jüdischen Mitbürgern bessere Juden zu machen. Er sagt uns etwas ganz anderes: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde!“ Nicht weniger verfänglich ist die Forderung nach absichtloser Solidarität gegenüber dem Mitmenschen als modernere Alternative zu seiner Bekehrung. Wenn die Kirche den Auftrag hat, das Wort der göttlichen Liebe weiterzugeben, kann sie sich von diesem Auftrag nicht dispensieren, um selbstloser zu erscheinen. Wo Mission aus dem Glauben an die erlösende Liebe Gottes geschieht, bildet sie nicht nur keinen Gegensatz zur Selbstlosigkeit wahrer Liebe, sondern ist vielmehr deren reinstes Angebot, die Weitergabe der Versöhnung und Befreiung, die Gott in Christus gewirkt hat. Daß allerdings diesem Auftrag nicht immer entsprochen wurde, steht außer Zweifel.

HK: Aber ist das Ergebnis dieser Entwicklung insgesamt nicht doch ein Nachlassen des eigentlich missionarischen Einsatzes, während man gleichsam als Gegenzug eine offensivere Haltung seitens der traditionellen Religionen Asiens und Afrikas beobachtet?

Höller: Von einem Nachlassen kann ganz gewiß nicht die Rede sein. Sie dürfen nicht vergessen, daß das Christentum in einem Zeitraum von etwa 100 bis 150 Jahren, zwischen 1820 und 1960, einen ungeheuren Expansionsdrang gehabt hat, selbstverständlich auch unterstützt und beflügelt vom Kolonialismus der Heimatländer der Missionare. Diese Dynamik blieb nicht ohne Einfluß auf eine Neubesinnung der Religionen, mit denen die Kirche jeweils konfrontiert wurde. Zweifellos sind der Islam und der Buddhismus, weniger jedoch der Hinduismus, durch die christliche Mission motiviert worden, sich selber missionarisch zu betätigen. Eine wesentliche Komponente des neuen missionarischen Aufbruchs der großen Weltreligionen dürfte jedoch auch die jeweilige nationale Selbstbesinnung nach der Unabhängigkeit der jungen Staaten gewesen sein. Nationales Selbstbewußtsein, verbunden mit einer messianischen religiösen Überzeugung hat sich gerade für den Islam als motorische Kraft für missionarische Expansion ausgewirkt. Ich würde darum nicht sagen, daß ein Nachlassen der christlichen Missionstätigkeit diese Religionen zu einem neuen Erwachen oder Erstarken gebracht hätte, sondern genau umgekehrt. Ich würde meinen, durch die Intensität des missionarischen Zeugnisses wurden sie herausgefordert und fühlten sich von dorthin verpflichtet, ihre Traditionen und Weistümer in einer neuen Form zu sehen und gegebenenfalls in der Konfrontation mit dem Christentum zu artikulieren.

HK: Wie real ist Ihrer Meinung nach die z. B. von Wal-

bert Bühlmann vehement geäußerte Hoffnung, daß die Kirche der Zukunft die Dritte Kirche, die Kirche der Dritten Welt, sei?

Höller: Mein persönliches Engagement wäre vielleicht ärmer an Hoffnungen, wenn ich diese Utopie, jedenfalls in groben Umrissen, nicht teilen würde. Womit ich nicht sagen möchte, daß ich die Einzelheiten, die Bühlmann bereits von der Zukunft der Kirche beschreibt, unbedingt akzeptiere. Auch wir glauben aus der ständigen Begegnung mit den Jungen Kirchen, speziell in Afrika und Asien, erwarten zu dürfen, daß unleugbar dort die Zukunft der Gesamtkirche liegen wird. Mir selber hat dies ein junger Inder einmal in einem sehr plastischen Beispiel gesagt. Er behauptete, daß das westliche Christentum nach 2000 Jahren des Philosophierens und Theologisierens mit den Möglichkeiten, die ihm aus einer Vielzahl philosophischer Traditionen gegeben waren, nur einen ganz schmalen Teil des Gesamtantlitzes — so sagte er — Jesu Christi enthüllt habe und daß wir erst dann der Welt das wahre und volle Antlitz Jesu Christi präsentieren könnten, wenn alle Kulturen ihren Beitrag zur Ausdeutung der Botschaft Jesu Christi leisteten und die Möglichkeit böten, diese Botschaft in sich zu inkarnieren.

HK: Alle Ihre Antworten klingen im Grunde sehr verheißungsvoll. Wie rechtfertigen Sie solchen Optimismus

in einem Augenblick, der eher nach Ratlosigkeit aussieht?

Höller: Optimismus? — Ich würde es lieber Erwartung oder — besser noch — Hoffnung nennen. Sie läßt sich weiß Gott nicht aus der Situation unserer deutschen Kirche begründen. Da gibt es noch den „harten Kern“ der missionarisch Engagierten, der sich mit unglaublichen Steigerungen des persönlichen Einsatzes von Jahr zu Jahr selbst übertrifft. Aber vielleicht täuschen diese wenigen uns alle darüber hinweg, daß wir eine Phase tiefer missionarischer Ratlosigkeit und Depression noch nicht überwunden haben. Ein Optimismus, wie Sie ihn nennen, wächst aus der täglichen Begegnung mit Christen aus Afrika und Asien, aus langen Gesprächen hier und aus Besuchen dort. Dabei stelle ich fest, wie sich ein anezogenes Weltbild auflöst. Die Kompaßnadel zeigt plötzlich nach Süden, nicht nur angezogen durch das Gewicht der großen Zahl. Die überzeugenden Wegweiser zur Kirche von morgen deuten sich plötzlich in Tanzania, in Indien oder auf Samoa an. Das alles ist noch nicht klar. Vielfach verdeckt durch Gerümpel, das wir hinterließen, noch nicht ganz glaubwürdig wegen menschlicher Unzulänglichkeiten. Aber die Andeutungen genügen für die Hoffnung auf eine Dritte Kirche, die nicht nur vorgibt, eine Mission zu haben, sondern sie auch mit unverbrauchter Glaubensfreude wieder realisiert.

Dokumentation

Portugals Revolution in den Augen der Bischöfe

Die Bischöfe Portugals haben sich auf ihrer Vollversammlung am 14. Juni 1975 in dem Marienwallfahrtsort Fatima mit der politischen Entwicklung in ihrem Lande befaßt und in einer ausführlichen Stellungnahme sich zu den politischen Vorgängen im Lande geäußert. Wir haben auf diese Stellungnahme im letzten Heft hingewiesen (vgl. HK, September 1975, 432 f.), mußten jedoch aus Raumgründen auf die Wiedergabe des Wortlauts verzichten. Da der Text an Aktualität inzwischen nichts verloren hat, holen wir die Veröffentlichung hier nach.

Als Ergebnis der geistigen Einkehr, die wir an den Heiligen Stätten von Fatima gehalten haben, können wir nicht umhin, uns im Rahmen einer Gewissensforschung nach der Erfüllung unserer gemeinsamen Pflichten als Hirten der Kirche zu fragen. Es ist schon nicht immer leicht, die eigenen Verantwortlichkeiten in vollem Umfang zu übernehmen und die Pflichten gegenüber dem Staat vollständig zu erfüllen. Es ist jedoch zuweilen

noch schwieriger zu erkennen, welches zum jeweiligen Zeitpunkt jene Verantwortlichkeiten sind und in welchen Grenzen sich jene Pflichten konkretisieren. Die Schwierigkeit wird noch größer, wenn die Erfüllung der eigenen Pflicht auch Gewissensprobleme für andere sowie lebenswichtige Entscheidungen und Risiken, die von der Gemeinschaft zu tragen sind, mit sich bringt.

Unser aller Pflicht in dieser Stunde ist nicht so sehr, über die Vergangenheit zu reden, als vielmehr uns zu fragen, ob wir den außergewöhnlichen Augenblick, den wir erleben, begreifen, ob wir die eigenen Verantwortlichkeiten übernehmen und die Verpflichtungen gegenüber unserem Staat erfüllen. Wir verkennen nicht, daß die Sünden desjenigen, dem ein Amt übertragen worden ist, vor allem Unterlassungssünden sind. Der Vorwurf, der uns insgeheim zu anderer Zeit gemacht wurde, verpflichtet uns zu der Frage, ob unser Schweigen von heute morgen nicht gerügt werden könnte.